
Klaus Schweigg SJ

Den Blick auf das Ganze lenken

Menschen im Sterben spirituell begleiten

♦ **Jedes Leben ist mit dem Tod verbunden. Im Leben aber rechnen wohl die wenigsten Menschen mit diesem Ereignis. Es wird verdrängt, kommt nur bei den anderen vor. Wenn der Tod dann hereinbricht – z. B. durch die Diagnose einer Krankheit –, dann oftmals gepaart mit Fragen: „Warum ich?“, „Warum jetzt?“, „Ich hatte doch noch so viel im Leben vor.“ Wer sich mit Krankheit und Tod konfrontiert sieht, kann diesen Fragen kaum ausweichen, jedoch eine neue Perspektive in der Auseinandersetzung mit ihnen erhalten – sie als Lebensbegleitung verstehen. (Redaktion)**

Spiritualität hat Konjunktur. Zurecht kann die merkbar wachsende Sensibilität für spirituelle Bedürfnisse als „ein kulturelles Phänomen“ (K. F. Daiber) bezeichnet werden. Anteil daran hat nicht zuletzt die von Dame Cicely Saunders inspirierte moderne Hospizidee.¹ Wie nie zuvor begegnen wir heute im Alltag gleichzeitig einer Vielzahl von „Spiritualitäten“. Religionen und Kirchen gelten längst nicht mehr als deren alleinige Verwalterinnen. Im Gegenteil, die Verbindung zur institutionalisierten Religion wurde stark gelockert, zum Teil bewusst aufgelöst. Der Begriff ist im allgemeinen Wortschatz zunehmend gebräuchlich, damit aber auch vieldeutiger geworden. Die dadurch entstandene Bedeutungsvielfalt macht es notwendig, immer wieder neu zu klären, was im jeweiligen Sprachgebrauch unter „Spiritualität/spirituell“ zu verstehen ist. Nicht zuletzt bedarf es dieser Klärung in besonderer Weise in der Praxis der Begleitung sterbender Menschen und ihrer

Angehörigen. Dem wollen, aus biblisch-christlicher Sicht, die folgenden Überlegungen dienen. Sie verstehen sich nicht als theoretische Überlegung, sondern als Reflexion einer pastoralen Praxis, die ihren Kontext als Hospizseelsorge nicht verleugnen kann und will.

1 „geistlich“

Auch für die christliche Tradition gilt, dass der Begriff Spiritualität nicht einheitlich verwendet wurde und wird. Darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden. Einen gemeinsamen Bezugs- und Ausgangspunkt aber bietet die begriffliche Wurzel „spiritus“. Als Christen „spirituell“ zu leben, bedeutet nicht zuletzt, aus Gottes Geist leben zu wollen. Leben aus den Gaben des Geistes, den Jesus den Seinen beim Abschied verheißt, als ‚Geist der Wahrheit‘, als Beistand, Helfer und Vollender.

¹ Dazu: Cicely M. Saunders, Brücke in eine andere Welt. Was hinter der Hospiz-Idee steht. Herausgegeben und eingeleitet von Christoph Hörl (Herder-Spektrum 4708). Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1999.

In diesem Sinn bezeichnet Spiritualität die Grundhaltung der Lebensweise eines Menschen, der auf Gottes Wort vertrauend in seinen konkreten Lebensvollzügen sich von diesem Geist leiten lässt. Spirituell zu leben bedeutet somit, ein Leben zu führen „im Geiste Gottes, der uns dazu einlädt, aus seiner Gegenwart Nutzen zu ziehen“ (Dominique Bertrand). Noch einen Schritt näher an unseren Lebensalltag heran rückt der Theologe Paul M. Zulehner, wenn er unter Spiritualität die „Verwirklichung des Glaubens unter den konkreten Lebensbedingungen“ versteht. Daran anknüpfend wird im Folgenden unter „Spiritualität“ die „Verwirklichung des Glaubens unter den Lebensbedingungen des Sterbens“ verstanden. Damit sind wir zugleich mit der Grundspannung konfrontiert, in der wir uns in der spirituellen Begleitung sterbender Menschen vorfinden. Sheila Cassidy hat sie ins Wort gebracht: „Wir müssen Osterleute sein, tief verwurzelt in der Welt und ihrem Schmerz, doch stets im gleichen Blickwinkel den Gott, der uns gemacht hat und der unserem Leben und Sterben einen Sinn geben kann. Zuerst scheint das eine gewaltige Forderung zu sein, aber wir vergessen: Osterleute wachsen zu Pfingstkindern heran. Mitten im Herzen des Geheimnisses des Leidens ist die Gnade, die uns alle erhält, Pfleger und Gepflegte gleichermaßen. Sie kommt so reichlich und so sicher wie der Sonnenaufgang, durchdringt die Schwärze der Trauer und Verzweiflung und gibt uns neue Hoffnung auf die unsichtbaren Dinge.“² Die „Lebensbedingungen“ sterbender Menschen nehmen wir im Alltag der Begleitung oft als „Spannungen“ wahr. Sie sind zugleich aber auch „Ansatzpunkte“ spiritueller Begleit-

tung. Einige davon werden im Folgenden exemplarisch benannt.

2 „unterwegs sein“

Wir sind Weggefährten, gemeinsam auf dem Weg, aber noch nicht am Ziel. Begleitete und Begleitende sind dabei gleichermaßen Betroffene. Für ein Wegstück gemeinsam unterwegs, auf dem je eigenen Lebensweg dem Ziel entgegen. Im Kreuzgang des Augsburger Domes ruft uns dies eine Inschrift am Grabstein des Domherrn Mehler († 1517) nachdrücklich in Erinnerung: „Tu qui es ego fui et qui ego sum tu eris.“ „Was du bist, bin ich gewesen und was ich bin, wirst du sein.“ – Homo viator. Unser Lebensweg aber führt uns unausweichlich durch das Tor des Todes. Und er konfrontiert uns mit der grausamen Vielfalt menschlichen Leidens, mit Sterben, Tod und Trauer. Den mit dieser Erfahrung verbundenen menschlichen, ja menschheitlichen Fragen, Ängsten und Hoffnungen können wir uns als Begleitende nicht entziehen, sondern nur im schlichten Bewusstsein der eigenen Betroffenheit nähern. Diese unausweichliche Konfrontation mit dem Tod verursacht uns Menschen tiefe existenzielle Nöte, lässt uns oft hilflos, ohnmächtig zurück. Doch wir müssen uns vor diesem Hintergrund der Frage stellen: Wie können wir Sterbende und ihre Angehörigen spirituell begleiten? Wenn wir aufrichtig, wahrhaftig sind, müssen wir antworten: Es gibt keine allgemeingültige Antwort darauf. Und dennoch können wir der Frage ‚in concreto‘ nicht ausweichen. Sie stellt sich unausweichlich, eben weil wir dem Sterben, dem Tod, der

² Sheila Cassidy, Die Dunkelheit teilen. Spiritualität der Sterbebegleitung, Freiburg i. Br. 1995, 232 f.

Trauer nicht ausweichen können. Sie stellt sich unerbittlich, weil sie sich uns jeweils in der Begegnung mit einem einzigartigen Menschen stellt. Wir dürfen aber die Frage nicht allein im Blick auf andere stellen. Sie hat ja zuerst und zuletzt mit meinem Leben zu tun. Wir selbst sind von diesen Fragen betroffen, jede und jeder von uns.

3 „leben – sterben“

„Angesichts des Todes wird das Rätsel des menschlichen Daseins am größten. Der Mensch erfährt nicht nur den Schmerz und den fortschreitenden Abbau des Leibes, sondern auch, ja noch mehr, die Furcht vor immerwährendem Verlöschen.“³ Wir sind Tag für Tag mit diesem „Rätsel“ konfrontiert. Es fordert uns heraus, das „Geheimnis“ menschlichen Lebens immer wieder neu zu bedenken. Denn Sterben ist eine unserer schwierigsten Lebensaufgaben.

Dabei lässt sich die bedrängende Frage, „wie wir sterben wollen“ nur sinnvoll beantworten, wenn wir uns zuvor gefragt haben, „wie wir leben wollen“, richtiger: „wie ich leben will“. Naturgemäß spitzt sich auch diese Frage im letzten Abschnitt des Lebensweges auf das Sterben zu. Sie lautet dann etwa so: „Wie möchte ich mein Leben zu Ende leben“, mit anderen Worten: „Wie kann ich im Angesicht des nahen Todes leben?“ Dieses Ende wird dabei nicht als theoretisch bedachtes Wissen um die Endlichkeit menschlichen Lebens verstanden, sondern im existenziellen Sinn der Erfahrung des Psalmisten durchlebt und durchlitten: „Wie ein fertiggewobenes Tuch schneidest du mich ab“ (vgl. Jes 38,12b). Dabei sollten wir weder die Tonlage des „Fertiggewoben“, noch des „Abschnei-

dens“, noch des „Du“ im Psalm überhören. Der erste Hospizgast, den ich mitbegleiten durfte, ein junger Arzt, Ehemann und Vater zweier Töchter im Alter von 14 und 16 Jahren vertraute uns an: „Ich bin im Hospiz, um zu leben! Der Tod gehört zum Leben, sterben kann man überall.“ Das kostbare Erbe, das er mir hinterlassen hat, ist die Klarheit, die Begleitung sterbender Menschen als Lebensbegleitung verstehen zu dürfen. Im Blick auf die biblisch-christliche Tradition heißt das, den Sterbenden in der Grundhaltung ihrer Lebenshoffnung zu begegnen. Doch zuerst gilt auch hier in aller Demut festzuhalten: Der sichere Tod ist das Los unseres irdischen Lebens. Wir alle teilen es mit allen Geschöpfen.

Dennoch singen wir Christen gegen den Tod an: „Der Tod hat keinen Stachel mehr.“ Es ist das Paschageheimnis Christi, das wir uns dabei singend aneignen, der Glaube an den Sieg des Lebens über den Tod. Was kann diese Hoffnung für uns persönlich und als Begleiterinnen und Begleiter bedeuten? So paradox es klingen mag: Ermutigung zum Leben. Sie ermutigt uns, dem Leben zu trauen, ganz und gar, bis zum letzten Atemzug. Diese radikale Lebensbejahung wird gespeist aus der „Theo-logik“, dass für den Gott des Lebens der Tod nicht endgültiger Schlusspunkt sein kann. Sie gründet in unserem tiefsten und „menschlichsten“ Vertrauen, dass Gott uns nicht in den „Banden des Todes“ belässt. Sie wird getragen von der Hoffnung, dass wir, wenn wir im Sterben unser Leben verlieren, nicht auch selbst endgültig verloren gehen. Es ist die Hoffnung der Auferstehung, die wie ein Funke in jeder menschlichen Dunkelheit einmal aufleuchtet, die wir mit allen Menschen teilen, „dass nicht alles endgültig im Tod verloren

³ Vaticanum II, Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*, I,1, Art. 18.

ist“. Es ist das Vertrauen in das Leben, das allen Menschen zutrauen möchte, dass es zuletzt doch nicht dem Tod unterliegt. Es ist die Hoffnung, dass Leid und Tränen, Tod und Trauer nicht das letzte Wort über ein Menschenleben sind. Es ist der österliche Glaube, dass das Leben stärker ist als der Tod.

4 „Fragment – Ganzheit“

Es lebt und leidet immer der ganze Mensch. Diesem Wissen hat C. Saunders durch ihr Konzept „Total Pain“ als Ärztin Rechnung getragen. Sie hat damit nachhaltig das Bewusstsein gefördert, dass die Schmerzen schwer kranker und sterbender Menschen ganzheitlich zu sehen sind. Nur so lässt sich das Leiden eines anderen Menschen annähernd begreifen. Was Dr. Cicely Saunders mit „Total Pain“ umschreibt, benennt die alttestamentliche Tradition als Gegensatz zu „šälōm“: „alles, was dem allseitigen Wohlergehen schaden kann“.⁴ Deshalb gilt es in der Begleitung wahrzunehmen, was einen Menschen „physisch, psycho-sozial, kulturell und spirituell trägt, was ihn beglückt, nährt und im Tiefsten seines Seins ausmacht. Es geht um die innersten Quellen und Reichtümer, aus denen ein Mensch lebte und immer noch lebt und die es bis zuletzt zu würdigen gilt“ (C. Knipping). Das Bemühen um diese ganzheitliche Sicht gehört zur entscheidenden „Schnittmenge“ von Hospizbegleitung und spiritueller Begleitung. Dabei geht es um nicht weniger als um das Bemühen, das „ganze Leben“ eines Menschen und das „lebenslange Werden dieser Ganzheit“ zu würdigen. Es geht darum, nicht nur die Fragmente zu sehen, sondern das Ganze anzuerkennen.

⁴ Vgl. Franz Kogler (Hg.), Herders neues Bibellexikon, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2008, 219.

5 „Warum ich? – Warum ich nicht?“

Wer krank ist, hofft meist bald wieder gesund zu werden. Und wir bestärken ihn darin, nicht selten wider unser besseres Wissen, mit dem Zuspruch: „Es wird alles wieder gut!“ Wer aber dürfte sagen, dass dieser Zuspruch nicht „gut gemeint“ ist? Ist er vielleicht nicht der, wenn auch unzulängliche, tragische Versuch, der Sehnsucht nach Leben Ausdruck zu verleihen, nach „Leben in Fülle“? Ruft er nicht, wenn auch sehr verhalten, eine vielleicht verschüttete Erinnerung wach, dass im Ursprung, am Anfang alles gut war, dass Gottes Schöpfungswerk in seinen Augen sehr gut war, wie der biblische Bericht bezeugt? (Gen 1,31b). Verbirgt sich dahinter nicht jene Sehnsucht nach Heil, die wir unter der Chiffre „Kranksein“ als zerbrochen erleben, als verlorenes Ganzes, als Halbierung unserer Existenz? In der Begegnung mit Menschen, die mit einer schweren Erkrankung leben, mit Sterbenden, Trauernden und mit deren Angehörigen erscheint dies oft so.

„Warum? Warum ich, warum jetzt?“ In diesen Fragen angesichts einer ernsten und das Leben bedrohenden Erkrankung bündeln sich gleichsam die oben angerissenen Fragen. In berührender Weise hat der damals schon vom Tod gezeichnete griechisch-orthodoxe Metropolit von Österreich Michael Staikos in einem Interview darüber gesprochen. „Warum ich?“ sei seine erste Frage gewesen, als er sich mit der Diagnose seiner Krebserkrankung konfrontiert sah. Dann aber habe sich die Frage verändert, hin zum „Warum ich nicht?“.

Wir alle, in einzigartiger Weise aber die Betroffenen selbst, müssen mit diesen Fragen weiterleben. Und nicht wenige von

ihnen leben wirklich mit ihr. Für sie wird die Erkrankung ein Anstoß, das Leben neu zu gestalten, ihrer ungewollten, aber unausweichlichen Lebenssituation eine Deutung und damit Bedeutung zu geben. So abgegriffen das Wort erscheinen mag, die Krankheit wird ihnen zu einer neuen „Lebenschance“. Nicht wenige Menschen, die die Erfahrung der Konfrontation mit dem unvermittelt „so greifbar nahen“ Tod kennen, werden sich in einem Wort der österreichischen Lyrikerin Christine Busta wiederfinden: „Welch ein Irrtum zu glauben, / das Leben sei da, uns gerecht zu werden. / Es ist ein Geschenk, dem wir erst gerecht werden müssen. / Das Leben versagt sich keinem. / Nur wir versagen uns ihm – viel zu oft.“

„Warum?, Warum ich?, Warum ich nicht?“ Gefragt wird dabei letztlich danach, warum geht mein Leben jetzt schon zu Ende, warum muss ich schon sterben? Die Versuche, auf diese Frage zu antworten, bleiben so zahlreich und verschieden voneinander wie die Menschen, die sie aufgrund ihres Geschicks stellen. Für viele von ihnen kommt die Konfrontation mit dem Lebensende zu früh, zur Unzeit. Sie sind noch nicht „lebenssatt“, empfinden noch nicht „genug“ gelebt zu haben. Für andre ist die verbleibende Zeit zu kurz oder der Weg zu unbekannt, um noch vom „Warum“ zu einem möglichen „Wozu“ des Krankseins zu kommen.

6 „gefürchtet – erwartet“

Fast scheint es so, als würden wir, obwohl wir alle wissen, dass wir sterben müssen, zeitweise nicht wirklich damit „rechnen“. – Das führt zum großen Verschweigen. Der

Tod ist bedrohlich, lebensbedrohlich. Wir wissen es, aber wir sprechen es nicht aus, weil wir uns fürchten. Wir behalten unsere Angst für uns. Manchmal wollen wir damit andere schonen. Wir tun es aber auch, wenn uns Krankheit und Schicksalsschläge in Erinnerung rufen, wie gefährdet unser Leben ist. Das macht Angst und verleitet uns zugleich dazu, diese Erfahrung auszublenden. Doch im Letzten können wir der Begegnung mit dem Tod nicht ausweichen, wir können die Begegnung mit ihm auch nicht entschärfen. Es gelingt nicht, so sehr wir dies auch versuchen, ihn in unterschiedlichsten Bildern in den Griff zu bekommen. Der Tod stellt unser Leben in Frage. Denn ob er gefürchtet und verdrängt, ob er herbeigesehnt oder vor ihm geflohen wird, wir sind ihm ausgeliefert. Er beendet unwiderruflich unser Leben. Deshalb erklären wir ihn gerne zum Feind. Doch es gibt auch eine andere, eine gegen- teilige Erfahrung. In einem Gespräch 1981, wenige Monate vor seiner schweren Erkrankung, an der er zehn Jahre später verstarb, sagte Pedro Arrupe (Generaloberer des Jesuitenordens 1965–1983): „Tatsächlich ist der Tod, den man oft sehr fürchtet, für mich eines der am meisten erwarteten Ereignisse, ein Ereignis, das meinem Leben Sinn verleiht. Man kann den Tod betrachten als das Ende des Lebens oder die Schwelle der Ewigkeit, in jedem dieser Aspekte finde ich Trost.“⁵ Der Gedanke an den Tod als „tröstlicher Gedanke“? Diese Sichtweise des Todes verzichtet auf das „Feindbild Tod“ und kann so das Sterben als Lebensvollzug entdecken. Der Tod erhält dadurch eine „maieutische“ Rolle zugewiesen. Es hat bei den Salzburger Festspielen berechtigtes Interesse erweckt,

⁵ Pedro Arrupe, Mein Weg und mein Glaube. Ein Gespräch mit Jean-Claude Dietsch SJ. Mit einem Nachwort von Karl Rahner SJ, Ostfildern 1983, 128 f.

als die Rolle des Todes in Hugo von Hofmannsthals „Jedermann“ in den Festspielsommern 2005 und 2006 mit der Schauspielerin Ulrike Folkerts besetzt wurde. Eine „Tödin“ führt uns besonders sinnfällig vor Augen, dass Sterben nicht zuletzt „Vollendung der Geburt“ ist; der Tod als „Geburtshelferin“ zum Leben. Beseelt von solcher Hoffnung kann Franz von Assisi im Sonnengesang beten: „Lob sei dir, mein Herr, durch unsere Schwester, den leiblichen Tod ...“ Eine solche Sicht betrachtet den Tod nicht isoliert, sondern bindet ihn zurück an das Ganze der menschlichen Existenz und betrachtet Krankwerden, Sterben und Tod als zum Leben gehörig und bedeutungsvoll. Friedrich Weinreb, der große jüdische Denker, konstatiert darin das Wesen des Religiösen: „Das Religiöse im Menschen ist seine Fähigkeit, die eine Wirklichkeit mit der anderen zu verbinden. Es ist die Möglichkeit im Menschen, die eine Wirklichkeit ins Verhältnis zur anderen zu stellen. Es ist also die Kraft des Relativieren-Könnens.“⁶

Von dieser Kraft des „Relativieren-Könnens“ sprechen auch die „Geistlichen Übungen“ des Ignatius von Loyola, die „Exerzitien“. Der dort dafür verwendete entsprechende Begriff ist jener der „Indifferenz“. Im „Prinzip und Fundament“ (GÜ 23), gleichsam dem „Basistext“ der Übungen, heißt es: „Der Mensch ist geschaffen, um Gott unseren Herrn zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen und ihm zu dienen und mittels dessen seine Seele zu retten; die übrigen Dinge auf dem Angesicht der Erde sind für den Menschen geschaffen,

damit sie ihm bei der Verfolgung des Ziels helfen, zu dem er geschaffen ist.“⁷ Dieses von Gott geschenkte Ziel aber ist das ewige Glück des Menschen. In dieser Relation zu ihm ist deshalb alles andere zu sehen und zu beurteilen.

7 „Ende – Vollendung“

Die letzte Lebensaufgabe, vor die sich ein Mensch durch eine zum Tode führende Erkrankung gestellt sieht, ist sich mit seinen Ansprüchen, nicht zuletzt den Ansprüchen an sich selbst zu versöhnen. Das nahe Lebensende fordert, der Bruchstückhaftigkeit, dem Unvollendeten seines Lebens zuzustimmen, zu leben mit dem, was „am Ganzen“ noch fehlt.

Bei Karl Rahner findet sich im letzten Band seiner Schriften dazu ein trostvoller Gedanke: „Wenn einen leibliche Schmerzen und seelische Verwirrung und Depression in einen Zustand hinabstürzen, in dem man einfach nicht mehr kann, wie man – angeblich – sollte, dann hat einem der ewige Gott in seiner Liebe schon sanft alle Verantwortung für sein Leben abgenommen. [...] Alles kann Gnade sein, auch dann, wenn wir nur noch hilflos besiegt sind.“⁸

„Der Mensch geht mit seinen beiden Füßen. Er braucht zu seinem Wege beide Beine, das rechte und das linke. [...] Aber er braucht sie in ihrer Verbindung.“ Für Friedrich Weinreb ist dieses Bild ein Abbild der ganzen Wirklichkeit des Menschen, der sichtbaren und der verborgenen. Zu

⁶ Friedrich Weinreb, *Vom Sinn des Erkrankens. Gesundsein und Krankwerden*, Bern 1979, 45.

⁷ Peter Köster, *Zur Freiheit befähigen. Kleiner Kommentar zu den Großen Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola*, Leipzig 1999, 19.

⁸ Karl Rahner, *Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alterns*, in: ders., *Schriften zur Theologie*. Bd. 15: *Wissenschaft und christlicher Glaube*, Zürich 1983, 321.

dieser ganzen Wirklichkeit gehören wie Ausatmen und Einatmen, Tod und Leben, krank und gesund, Freude und Leid.⁹

Der Philosoph Robert Spaemann führt diesen Gedanken weiter, vertieft ihn gleichsam und konkretisiert ihn, wenn er sagt: „Zum Annehmen der Wirklichkeit gehört die Fähigkeit, leiden zu können. [...] Ein Mensch ist dann glücklich, wenn er das, was er will, was er kann, verwirklicht, aber eben nicht uferlos, ohne Grenzen, sondern nur, wenn er gleichzeitig imstande ist, die realen Gegebenheiten, sich selbst und die anderen anzunehmen.“¹⁰ Unser Leben ist endlich und es bleibt immer bruchstückhaft. Die Erfahrung von Krankheit und Leid, das „Los des sicheren Todes“ erinnern uns daran. Und es ist schmerzlich, verstörend schmerzlich, daran erinnert zu werden. Gott selbst aber, das ist die Hoffnung des Glaubens, wird das „gute Werk“ (Gen 1,31), das er begonnen hat, vollenden. Das zu hoffen nimmt uns nicht unser Leben schmerz, es heilt ihn auch nicht. Aber es lässt uns ihn als „Wundscherz“ begreifen, der uns auf Heilung hoffen lässt.

8 „Endlich leben – endlich leben“

Die schon erwähnten „Geistlichen Übungen“ des Ignatius von Loyola laden ein, bei wichtigen Lebensentscheidungen einen fundamentalen Perspektivenwechsel vorzunehmen: „Als wäre ich in meiner Todesstunde, die Form und das Maß erwägen, die ich dann in der Weise der gegenwärtigen Wahl eingehalten haben wollte. Und indem ich mich nach jener richte, soll ich

in allem meinen Entschluss treffen“ (GÜ 186).¹¹ Nicht auf sein Ende hin, sondern von seinem Ende her soll das Leben ange- schaut und so als „ein Ganzes“ in den Blick genommen werden. Die Stunde des Todes, auf die wir unausweichlich ein Leben lang oft furchtlos zugehen, bekommt damit eine lebens- und sinnstiftende Bedeutung. Diese „ars vivendi“ entpuppt sich als die wahre „ars moriendi“. Denn der Blick „vom Ende her“ will klären helfen, wofür ich die mir geschenkte Lebenszeit ver- wenden möchte. An mir liegt es letztlich zu entscheiden, wofür ich die mir gegebe- ne Zeit, meine Lebenszeit einsetzen will, jetzt, Tag für Tag, Stunde für Stunde.

Sterben ist Lebensvollzug. Sterbende Menschen zu begleiten ist Lebensbeglei- tung. Zu sterben ist ebenso natürlich wie geboren zu werden. Wir alle werden einmal sterben müssen, weil wir jetzt leben dürfen. Und wir müssen sterben, um zu leben. Das eine ist das Gesetz des irdischen Lebens, das andere die Hoffnung des Glaubens.

Die spirituelle Begleitung Sterbender ist in spezifischer Weise Weggefährtenchaft, „Weg“ hier ganz im biblischen Sprach- gebrauch verstanden, als Chiffre für die Ei- gentümlichkeit des menschlichen Daseins.

9 „verlieren – gewinnen“

Das Leben sterbender Menschen und ihrer Angehörigen, ihr Leben in der „Lebens- phase des Sterbens“ ist aber entscheidend durch die Erfahrung des Abschieds ge- prägt. Zu ihren bedrängendsten Lebens- themen zählen Verlust und Trauer, Sterben

⁹ Friedrich Weinreb, Vom Sinn des Erkrankens (s. Anm. 6), 41.49.

¹⁰ Robert Spaemann, Interview, in: Die Presse vom 5.2.1999.

¹¹ Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen. Nach dem spanischen Autograph übersetzt von Peter Knauer, Würzburg 2008, 86.

und Überleben, Zurücklassen und Zurückbleiben müssen. Davon wird auch ihre Begleitung wesentlich mitbestimmt.¹²

Ein wesentliches Kriterium spiritueller Begleitung Sterbender ist daher die Frage, ob sie zur Lebenshoffnung ermutigt, das Vertrauen stärkt, sich im Leben und Sterben auf Gottes Treue zu verlassen. Sie ist getragen von der Hoffnung, den Übergang zu bestehen, unser Lebensziel zu erreichen: „Guter Lehrer, was soll ich tun, damit ich ewiges Leben erbe?“ (Mk 10,17). Die Frage des „einen“ im Markustext ist tatsächlich die zentrale Frage „aller“, die wir spirituell begleiten dürfen: Was muss ich tun, um die „Fülle des Lebens“ zu gewinnen? In diesem Sinn ist spirituelle Begleitung „Gefährtenchaft im Aufbruch, im Übergang“. Wenn wir Sterben als Lebensvollzug zu begreifen vermögen, dann ist der Tod tatsächlich

seine Vollendung und Sterben das „endgültig“ werden eines Lebens.

Doch auch uns, die wir begleiten, wird vor Augen geführt: Einmal werden auch wir „gelebt haben“. Das Bild des Todes im „Totentanz“ führt uns das drastisch vor Augen. Diese Konfrontation gehört gewissermaßen zum Alltag der Begleitung sterbender Menschen. Trotzdem ist der Gedanke an den Tod kein alltäglicher, kein gewöhnlicher. An den Tod kann man sich nicht „gewöhnen“. Nicht zuletzt deshalb müssen wir uns der Frage stellen, wie wir im Angesicht des Todes leben können. Sie erweist sich zuerst als eine „Leerstelle“, die wir lernen müssen „auszuhalten“. Das lässt uns vielleicht etwas von der „Macht des Todes“ spüren, denn wir sind ihm ohnmächtig ausgeliefert. Deshalb müssen wir mit dem Tod leben lernen, ein Leben lang.

Die spirituelle Begleitung sterbender Menschen und ihrer Angehörigen kann diese Lernschritte fördern, vielleicht sogar dazu herausfordern und sie unterstützen. Wir müssen lernen, unser „Feindbild“ vom Tod zu zerbrechen. Erst dann kann er selbst hinter ihm hervortretend für uns zum Lehrmeister werden. Wenn wir ihm aufrichtig, aufrecht ins Auge blicken, dann – in so mancher Begleitung dürfen wir das miterleben – kann der Tod zum Lehrer des Lebens werden. Er lehrt uns Menschen zu leben, jetzt, heute. Er lehrt uns wahrhaftig zu leben, endlich zu leben!

Weiterführende Literatur:

Sheila Cassidy, Die Dunkelheit teilen. Spiritualität der Sterbebegleitung, Freiburg i. Br. 1995.

Monika Müller, Dem Sterben Leben geben. Die Begleitung sterbender und trauernder Menschen als spiritueller Weg, Gütersloh 2004. Es gibt Bücher, die auch Jahre nach ihrem Erscheinen empfehlenswert bleiben. Die beiden genannten gehören beim Thema „Spirituelle Begleitung Sterbender“ zweifellos dazu.

Monika Renz, Hinübergehen. Was beim Sterben geschieht. Annäherung an letzte Wahrheiten unseres Lebens, Freiburg i. Br. 2011. Ein sehr interessanter Versuch der Annäherung, nicht zuletzt wegen der interdisziplinären Kompetenz der Autorin.

10 „Osterleute – Pfingstkinder“

Die Begleitung sterbender und trauernder Menschen führt die Begleitenden immer wieder an ihre eigenen Grenzen und ver-

¹² Die alttestamentliche Erzählung von der „Entrückung des Elija“ (2 Kön 2,1–18) ist ein sprechendes biblisches Zeugnis dafür.

weist sie manchmal hart „auf ihren Platz“. Sheila Cassidy benennt ihn:

„Langsam lerne ich im Laufe der Jahre die Bedeutung der Machtlosigkeit kennen. Ich erfahre sie in meinem eigenen Leben, und ich erlebe sie in meiner Arbeit. Das Geheimnis liegt darin, sich nicht vor ihr zu fürchten, nicht davonzulaufen. Die Sterbenden wissen, dass wir nicht Gott sind. Alles was sie von uns erwarten, ist, dass wir sie nicht im Stich lassen, dass wir unsere Stellung am Fuße des Kreuzes halten. In diesem Stadium der Reise da zu sein, einfach zu sein: Das ist in vieler Hinsicht das Schwerste.“¹³

Klaus Hemmerle, der 1994 selbst an einer Krebserkrankung verstorbene Bischof von Aachen, hat verwandte Gedanken in Gebetsbitten gefasst: „Gott, gib uns Osteraugen, die im Tod bis zum Leben zu sehen vermögen, in der Schuld bis zur Vergebung,

in der Trennung bis zur Einheit, in den Wunden bis zur Herrlichkeit, im Menschen bis zu Gott, in Gott bis zum Menschen, im Ich bis zum Du.“ – Wir können hinzufügen: Im Bruchstück bis zum Ganzen.

Der Autor: Klaus M. Schweigg, Jesuit, Dr. theol., Jg. 1950, Ordenseintritt 1973; seit 1998 Mitarbeiter im „Kardinal König Haus“, Wien, im Bereich Hospiz und Palliative Care; Seelsorger im Mobilen Hospiz und Tagesspiz der Caritas der Erzdiözese Wien; Publikationen: *Sterbende spirituell begleiten*, Innsbruck–Wien 2007; „Palliative“ Sor-ge um die MitarbeiterInnen?, in: Günther Bernatzky / Reinhard Sittl / Rudolf Likar (Hg.), *Schmerzbehandlung in der Palliativmedizin*, Wien u. a. ³2012; *Schweig nicht zu meinen Tränen. Begleitung auf dem Weg der Trauer*, Innsbruck–Wien 2005; weitere Bei- träge in Sammelbänden und Zeitschriften.

¹³ Sheila Cassidy, *Die Dunkelheit teilen* (s. Anm. 2), 45.98.